

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 8 (1952)
Heft: 6

Artikel: Mundart im Ratsaal
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-420253>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

begehrt wird als früher. Von den beiden Volksbüchern von D. v. Greyerz, „Gothelf“ und „Spracherziehung“, hat der Verleger Rentsch in Erlenbach leider immer noch einen stattlichen Vorrat; sie seien unsern Mitgliedern neuerdings lebhaft empfohlen.

Gemäß Beschluß unserer letzten Jahresversammlung sind wir dem „Verein zur Herausgabe des Schweizerdeutschen Wörterbuchs“ (des „Idiotikons“) beigetreten, der „außer den bisherigen Stützen wie Bund, Kantonen und Gemeinden auch Vereine und Einzelpersonen umfassen soll“.

Das ist der zehnte und letzte Jahresbericht, den der derzeitige Obmann abgelegt hat. Er bedauert, daß er seit dem Hochstand von 835 Mitgliedern im Jahre 1945 immer von einem Rückgang bis auf 710 herunter berichten mußte. Sener Hochstand war das Ergebnis eines großen Werbefeldzuges, wie wir ihn seither nicht mehr unternommen haben und auch nicht alle Jahre unternehmen können, aber doch wieder einmal wagen müssen. Die Hauptereignisse dieser zehn Jahre waren die Gründung des Zweigvereins Zürich und der Übergang von unsern sechs- bis achtmal jährlich erscheinenden, bescheidenen Blättchen der „Mitteilungen“ und der stattlicheren „Jährlichen Rundschau“ zu unserm „Sprachspiegel“, den wir mit seinen 10 Hefen immer noch eine „Monatschrift“ zu nennen wagen. Der aus Altersrückichten zurücktretende Obmann glaubt, im Rahmen des Möglichen für Pflege und Schutz unserer Muttersprache gewirkt zu haben, und wünscht dem Verein unter neuer Leitung Erfolg.

Der Obmann: Dr. Steiger

Mundart im Ratsaal

Von Zeit zu Zeit hört man von gutgemeinten Vorstößen für die Mundartrede in den Ratsälen. Einen solchen Antrag behandelte der Große Stadtrat Luzerns im vergangenen März. Wie einem Bericht des „Luzerner Tagblatts“ zu entnehmen war, wurde dieser Vorstoß als ein Anrennen gegen offene Türen empfunden: Es stand den Ratsmitgliedern bisher schon frei, sich schriftdeutsch oder in der Mundart auszudrücken; doch wurde von der zweiten Möglichkeit nur selten Gebrauch gemacht, aus der einfachen Erkenntnis heraus, daß die schrift-

deutsche Verhandlungssprache allen Beteiligten, vor allem auch den Schriftführern und den Berichterstattern der Zeitungen, die Arbeit erleichtert. Bei der Ablehnung des Antrages spielte somit wohl auch die Überzeugung mit, daß gerade in unsern schweizerischen Verhältnissen der Gebrauch der Schriftsprache disziplinierend wirkt und gleichsam einen Damm gegen uferlose Weitschweifigkeit darstellt.

Köstlich ist nun, daß ein in verschiedenen kleinen Blättern erschie-
nener Bericht über diese Angelegenheit mit folgenden Worten schloß:
„Es sei in diesem Zusammenhang einmal daran erinnert, daß zum Bei-
spiel im Berner Großen Rat jeder spricht, wie ihm der Schnabel ge-
wachsen ist, der Jurassier jurassisch, der Oberländer oberländisch
und der Emmentaler emmentälisch. Trotzdem verstehen alle einander.“
Es stimmt zwar, daß die Berner des alten, das heißt des deutschspra-
chigen Kantonsteils so ziemlich durchs Band weg Mundart sprechen,
aber eine jurassische Mundart hat man dort noch nie gehört! Was
die französischsprachigen Jurassier (denn es gibt ja auch deutschsprachige,
zum Beispiel die Laufener) im Berner Großen Rat sprechen, ist ganz
einfach Französisch, und zwar nicht etwa ein besonderes jurassisches
oder schweizerisches Französisch, sondern jene französische Schriftsprache,
die auch in der Nationalversammlung in Paris gesprochen wird.

Es will beileibe niemand den Bernern dreinreden, wie sie in ihrem
Großen Rat sprechen sollen, nein! Aber es wird erlaubt sein, sich die
Frage zu stellen, ob es nicht von Anfang an für das Verhältnis zwi-
schen Deutsch und Welsch im Kanton Bern eher nachteilig war, daß
sich die Deutschberner im Großen Rat, in welchem sie mit den Juras-
sieren zusammensitzen, nicht der deutschen Schriftsprache, sondern der
verschiedenen urchigen Mundarten bedienen. Für die Jurassier — die
in der Schule Schriftdeutsch als zweite Landessprache lernen — war
und ist es zweifellos immer mühsam, den Verhandlungen in den von-
einander stark abweichenden verschiedenen berndeutschen Mundarten zu
folgen. (Schon ein Stadtberner kann Mühe haben, einen Brienzer zu
verstehen!) Ob dies nicht gewisse Unlustgefühle begünstigt hat? — Und
ein anderes: Klagt man nicht gerade im Bernerland sehr häufig über
die Verwässerung der Mundart durch das „Großratsdeutsch“?*

* Hat D. v. Grenerz nicht schon vor vierzig Jahren darüber gespottet? St.

die beraten wird, selbstverständlich in der Schriftsprache abgefaßt sind. Die reinliche Scheidung von Schriftdeutsch und Mundart, auf die gerade auch Otto von Greinerz immer wieder drang, wird da ein Ding der Unmöglichkeit. Aus diesem Grunde ist auch Heinrich Baumgartner in einer Studie über die ungesunden Zustände im Sprachleben der Stadt Biel (mangelndes Sprachgefühl, Vermengung) zur nachdenklichen Frage gelangt, ob es nicht besser wäre, wenn die Deutschbieter im Ratsaal schriftdeutsch sprächen (Bieler Jahrbuch 1927).

So kommt man zum Schlusse, daß, was im Berner Großen Räte Übung und Brauch ist, nicht ohne weiteres auch anderswo zur Nachahmung empfohlen werden kann. Es besteht kein Grund, dort, wo man sich im Ratsaal bisher im allgemeinen der deutschen Schriftsprache bedient hat, von dieser Regelung abzugehen, die keinen Zwang kennt (und daher auch die Gefahr ausschließt, daß einmal ein vom Volke gewählter biederer Mann überhaupt nicht zum Worte kommen könnte). Auf keinen Fall aber darf die Diskussion um diese Frage auf das Geleise einer falschen Gegensätzlichkeit zwischen „schweizerischer“ Mundart und „fremdem“ Hochdeutsch geschoben werden. Sowenig wie die französische Schriftsprache der Jurassier im Berner Großen Rat und der Welschschweizer überhaupt in den eidgenössischen Räten etwas dem Schweizertum „Fremdes“ ist, so wenig ist es auch unsere Schriftsprache. Schweizerdeutsch und Schriftdeutsch — jedes an seinem Ort, nach der bewährten Lösung unserer besten Männer — gehören beide zu unserm ganzen Volksleben, wie rechter Fuß und linker Fuß zu einem Leib gehören. Mit Georg Thürer sprechen wir immer wieder „ein jubelndes Ja zu den beiden Deutsch“, die uns zusammen Muttersprache sind!

Gottfried Nachfahr

Nachtrag des Schriftleiters. Die Aargauer wollen nicht weniger „bodenständig“ sein als ihre südlichen Nachbarn. In ihrem Großen Rat hat der neue Vorsitzende Dr. Beetschen den Wunsch ausgedrückt, die Verhandlungen möchten „in der schönen Aargauer Mundart“ geführt werden, und das damit begründet, daß im allgemeinen „das Wort kürzer und würziger gelinge“, wenn es in Mundart gehalten werde. Die Erfahrung spricht eher dagegen. Gerade wenn man reden darf, „wie einem der Schnabel gewachsen“, ist die Gefahr, daß man ins Blaudern abgleitet, was der Vorsitzende gerade vermieden wissen wollte,

größer, als wenn man sich in der schwierigeren hochdeutschen „Fremdsprache“ ausdrücken muß. Über den Erfolg der Anregung berichtet das „Brugger Tagblatt“:

„Einige Ratsherren haben sich hierauf bemüht, Mundart zu reden, so die ‚Kornphäen‘ Dr. Rohr, Baden, und Dr. Schmid, Oberentfelden. Aber die Mundart ist eine schwere Sprache, und es gefiel nicht so recht. Da erhob sich ein Lehrer, Richner, Oftringen, und sagte, er spreche wieder hochdeutsch, denn dieses ‚übersetzte‘ Schriftdeutsch, dieses Debattendeutsch, oder wie man es nennen mag, sei doch kein rechtes Aargauerdeutsch. Ein gutes Mundartvotum gelingt eben nur jenen, die dazu Veranlagung besitzen, sonst wird daraus ein komisches ‚Großratsdeutsch‘, das man lieber fallen läßt. Die Presse hat es sowieso nicht leicht, all das Gesprochene in gutem Schriftdeutsch wiederzugeben.“

Alle Achtung vor dem Lehrer, der es wagte, der oberflächlichen Mundartbegeisterung (oder Popularitätsfucht?) der Herren Doktoren entgegenzutreten. Der Vorsitzende machte seine Anregung übrigens auf hochdeutsch, was ihm Dr. R. zum Vorwurf machte; er hätte doch mit dem guten Beispiel vorangehen sollen, denn „verba docent, exempla trahunt“! (Worte lehren, Beispiele ziehen an), worauf ihm Dr. Sch. entgegnete, „ein Haufen Latein“ sei auch kein Aargauerdeutsch. Aber im Kulturkanton muß man sogar die Mundart lateinisch verteidigen!

Erfreulicher ist folgende Mitteilung aus dem „Berner Tagblatt“ unter dem Titel „Besseres Deutsch in der Stadtverwaltung“:

„Die Stadtverwaltung Berns will anscheinend mit Energie gegen einen allzu trockenen Amtsstil vorgehen. Die Stadtkanzlei hatte vom Gemeinderat die Aufgabe erhalten, die Arbeiten für die Weiterbildung des Personals aufzunehmen. Als erstes wurde zusammen mit der Berufsschule für Verwaltungsangestellte ein Deutschkurs unter dem Titel „Lebendiges Deutsch“ veranstaltet, den der Schriftsteller Erwin Heimann leitete. Es meldeten sich zu diesem Kurs so viele Beamte, daß er im Jahre 1952 zweimal wiederholt werden muß. Diese erfreuliche Initiative verdient sicher alle Anerkennung und Nachahmung auch bei anderen Verwaltungen.“

Damit wird nicht etwa besseres Berndeutsch gemeint sein? Raum! Der Stadtrat wünscht offenbar „lebendiges Schriftdeutsch“. (Bevor die

kantonalen Parlamente allgemein zur Mundart übergehen, sollte der Schwyzertütsch-Bund einen Kurs für „lebendiges Schwyzertütsch“ veranstalten.) Daß sich so viele Beamte gemeldet haben, ist hochehrföulich.

Ein Heidi-Brunnen zu Ehren Johanna Spyris

Wir erhalten folgende Zuschrift mit der Bitte um Abdruck:

„Aus einer der Pro=Jugend=Marken dieses Winters blickt uns die Zürcher Dichterin Johanna Spyri an, welche vor fünfzig Jahren gestorben ist. Sie schenkte unserem Kindervolke vor siebenzig Jahren mit ihrem „Heidi“ ein Werk, das allen Moden standhielt und sogar als einziges Schweizer Jugendbuch die Reise rund um die Welt antrat. Es wurde in über ein Duzend Sprachen übersetzt und ist in amerikanischen Blockhütten und Wolkenkratzern nicht minder beliebt als im Schweizerstübchen. Jede Mutter weiß, wie von diesem Heidi-Buch frohe Kräfte ausgehen, welche die Kinder erfreuen und zugleich formen. Groß ist daher auch die Bereitschaft, der Dichterin ehrend zu gedenken. Wir möchten nun dieser Dankbarkeit einen Weg weisen.

Eine Gedenkstätte für Johanna Spyri soll kein starres Standbild zeigen, sondern lebendig wirken wie ihr Heidi, wie das Bergwasser unserer Alpen. Daher möchten wir einen Heidi-Brunnen errichten und ihn Heidis Heimat 1953 übergeben, denn in diesem Jahre werden es anderthalb Jahrhundert sein, seit die Gegend von Maienfeld mit ganz alt fry Rätien als Kanton Graubünden zur Eidgenossenschaft gehört.

Dieser Heidi-Brunnen aber darf nicht die Spende des Staates oder weniger Bürger sein. So wie die Dichterin ihre Bücher ausdrücklich ‚für Kinder und solche, die Kinder liebhaben‘, geschrieben hat, so soll auch die ganze Spyri-Gemeinde die Mittel zu diesem Brunnen zusammenlegen. Und wie einst die Schülerschaft der Schweiz, als dem ‚stillen Gelände am See‘ die Verschandelung durch einen Hotelkasten drohte, das Rütli erwarb, so mag die Schweizer Jugend sich dereinst auch vor dem Heidi-Brunnen sagen: ‚Das ist unser Brunnen!‘ Noch wissen wir nicht, welcher Meister ihn gestalten wird. Erst suchen wir die Mittel, dann den Künstler. Böse Zungen reden dem Schweizervolke nach, es habe für Kunst wenig übrig. Man müsse hierzulande die Leute, welche für ein Buch oder ein Bildwerk auf eine Wurst oder eine Schokolade